

Werk

Titel: Reise des Herrn von Bretschneider nach London und Paris

Autor: Bretschneider, Heinrich Gottfried

Verlag: Nicolai

Ort: Berlin; Stettin

Jahr: 1817

Kollektion: Itineraria

Werk Id: PPN250545381

PURL: <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PID=PPN250545381> | LOG_0012

OPAC: <http://opac.sub.uni-goettingen.de/DB=1/PPN?PPN=250545381>

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain these Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept the Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library.

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact

Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen
Georg-August-Universität Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen
Germany
Email: gdz@sub.uni-goettingen.de

meine Lage, ohne meiner Versuche mit dem Wohnsasse zu erwähnen, und wurde theilnehmend und freundschaftlich von ihm aufgenommen. Sein Rath war, mich ungesäumt aufzumachen, und nach England zu reisen. Die Herzogin von Nordhumberland war gesonnen, in diesem Sommer eine Reise durch Deutschland zu machen, und wünschte in ihrem Gefolge einen deutschen Gentleman zu haben. Das hatte sie der Gräfin Wartensleben geschrieben, und nun schlug mich der Graf, ihr Gemahl, zu diesem Posten vor. Er gab mir ein Empfehlungsschreiben an die Herzogin, noch drei andere an die Gesandten von Rußland, Frankreich und Holland, und so viel Reisegeld, als ich bei guter Wirthschaft bis London nöthig hatte. — Damit ging ich erst wieder zu meiner Frau, theilte mit ihr mein Reisegeld, verabredete unsern Briefwechsel, und verließ sie hochschwanger. Nun geht also erst meine Reisebeschreibung an.

Zweites Kapitel.

Reise bis Rotterdam.

Ich wanderte aus, den sechsten April 1772 Nachmittags um drei Uhr, zu Fuße, bis auf die nächste Station, wo ich den Kölnischen Postwagen erwarten konnte. Meine Frau begleitete mich eine Viertelstunde, und uns beide ein Donnerwetter (etwas Ungewöhnliches in dieser Jahreszeit), welches meine Frau für kein gutes Zeichen hielt. Ich verberg meine Empfindungen so gut ich konnte;

der

der Abschied war zärtlich, und wir zweifelten gewiß alle beide, uns jemals wieder zu sehen; sie war ohnehin geneigt, das Schlimme lieber, als das Gute zu vermuthen, und mir selbst schienen die Aussichten noch sehr entfernt und ungewiß; der Weg war weit, und ohne Verhältniß mit meinem Geldvorrathe. Aber daran dachte ich bei unserm Abschiede weniger, als an den hilflosen Zustand, worin ich die Meinigen verließ.

Traurig kam ich auf der Station an, und hatte hier noch eine Abschiedsscene zu überstehen; denn der alte Reitknecht, der meinen Mantelsack bis hieher getragen hatte, wollte nicht von mir scheiden. Ich mußte mir Gewalt anthun, ihn zurückzutreiben, und durchwachte hier eine betrübte Nacht: bis der Postwagen eintraf, in dem kein Passagier war. Erst in Limburg an der Lahn gesellte sich noch ein zweiter zu mir, ein Graf Seiboldsdorf, Hauptmann in Churpfälzischen Diensten, der nach Düsseldorf in seine Garnison zurückkehrte. Die wenige Aufmerksamkeit auf seine Höflichkeiten, die er meinem Kummer zuschrieb, und eine Thräne, die er aus meinen Augen rollen sah, stimmten ihn zum Mitleiden. — Ich habe ihn nie wieder gesehen, aber mein Herz ist noch dankbar für die Mühe die er sich gab, mich zu trösten, ohne in meine Geheimnisse zu dringen; er ermunterte mich, so viel er konnte, nöthigte mich auf der Station Montabaur mit ihm Punsch zu trinken, den er selbst machte; und schied in Koblenz sehr theilnehmend von mir.

In dieser Stadt traf ich ein Päckchen vom Grafen Wartenleben, worin er mir meine Uhr schickte, die ich in meinen vorigen Nothen in Mainz versetzt, und die er mir eingelöst hatte.

Den 9ten April nahm mich ein Nachen nebst mehreren Personen von Koblenz mit nach Köln, wo ich den 10ten still liegen, und eine andere Gelegenheit zu Wasser nach Holland abwarten mußte.

In dem nehmlichen Nachen, der mich nach Köln brachte, waren drei junge Leute, die sich nun, da sie hörten, daß ich nach London gehen wollte, zu mir gesellten, um gesellschaftlich weiter zu reisen. Es waren Kaufmannsdiener, die in Wien in Condition gestanden, und sich auf einem ihrer Faschingsmäuse bei einer Flasche Wein verabredet, ja mit Schwüren verbunden hatten, nach geendigter Fastnacht auf Abentherer auszugehen, und ohne ihre Herrn und Aeltern um Rath zu fragen, jenseit des Meeres ihr Glück zu versuchen. Der Urheber dieses schönen Plans war der kleinste von Person, der Sohn eines Flötenmachers von Basel, Schlegel; der zweite, ein feiner stiller junger Mensch aus einem Handelshause in München, hieß Nocker, und der dritte, dessen Namen ich vergessen habe, war eines Bauern Sohn aus Niederösterreich, dem es die andern oft und stark fühlen ließen, daß er wenig oder nichts zu den gemeinschaftlichen Reisekosten beigetragen hatte, welches er mit vielem Phlegma ertrug. Ich würde dieser drei Abentheurer hier gar
nicht

nicht gedenken, wenn ich es nicht darum thäte, zu zeigen, wie viele Menschen in der Welt große Reisen und Werke unternehmen, ohne auf etwas anders als den Zufall, in der Ausführung zu rechnen. Aus den Discursen dieser jungen Leute entdeckte ich bald, daß ich der Reichste in der Gesellschaft war, und daß unser ganzer Rassenbestand, wenn wir ihn zusammengeworfen hätten, kaum fünfzig Gulden betrug. Meine ganze Baarschaft bestand in dreißig Gulden; damit konnte ich unmöglich bis London ankommen; Wäsche und Kleidung war mir heiliger als dem Könige David die Schaubrode des Tempels; davon würde ich aus guten Gründen nie etwas veräußert haben; also dachte ich noch in Köln in allem Ernste auf ein Mittel, mich meiner Uhr zu entledigen, ohne an dem wahren Werthe gar zu viel zu verlieren; und der Gedanke den ich faßte, war nicht übel.

Damals hatte ich schon ein paar Bücher geschrieben; vielleicht *in vitis Gratus*, aber doch nicht ohne alle Bekanntschaft mit der deutschen ältern und neuern Litteratur. — Ich wußte also, daß der Dichter Jacobi aus Düsseldorf war, und da noch einen Bruder hatte, der Wissenschaften besaß und liebte. Da wir nun von Köln auf dem Rheine bei Düsseldorf vorbeifahren mußten, so hätte ich ganz wohl auf das Handwerk einsprechen, dem Herrn Hofkammerrath einen Besuch machen, und ihm meine Verlegenheit mit der Uhr entdecken können. Dazu fehlte es mir aber an Dreißigkeit. Man wird mich über diesen Punkt

fen:

kennen lernen; ich bin gar nicht fähig, in solchen Fällen jemand um etwas anzusprechen. Ich entschloß mich demnach, nicht ohne innerlichen Kampf, mein Heil schriftlich zu versuchen, und habe den Brief noch im Kopfe, den ich in Köln zurecht machte, um ihn in Düsseldorf, wo wir anlanden mußten, an seine Behörde zu senden; ohngefähr so:

„Sie sind ein Freund der schönen Wissenschaften, und der Bruder eines Dichters, der ein Original-Genie ist, und viel feines und edles Gefühl in seinen Schriften verräth. Dieß macht mich so dreist, Ihnen dieses Billet zu senden. Ich habe auch einiges geschrieben, darf aber dermalen meinen Namen nicht nennen. Ein unvermeidlicher Unfall zwingt mich nach England zu reisen. Ich bin mit vieler Einschränkung bis hieher gekommen, gehe diesen Augenblick weiter, und habe nicht so viel als ich bis nach London gebrauche. Rabelius wurde bei einer ähnlichen Gelegenheit Giftmischer, und Sterne hatte sich auf diesen Fall vorgenommen, etwas anzustellen, um in die Bastille zu kommen. Beide Mittel sind für meine dormaligen Umstände zu lustig. Ich wende mich an Sie, weil ich glaube, daß sie menschlich denken und fühlen, und bitte, mir eine goldene Uhr für ihren wahren Werth abzukaufen, denn Niemand dem ich sie anbieten wollte, würde mir mehr als den halben Preis dafür geben. Im Fall Sie dazu geneigt sind, so schicken Sie jemand zu mir, der sich auf Uhren versteht; das Schiff auf dem ich bin, geht sogleich weiter, und es wäre für mich zu demüthigend,

thigend, wenn ich Ihnen in einem solchen Anliegen selbst aufwarten sollte, welches ich außerdem mit vielem Vergnügen thun würde.“

Wir gingen den 11ten von Köln ab, in dem kleinen Schiffchen eines Lootsen der nach Rotterdam zurückkehrte, und kamen gar bald nach Düsseldorf. Ich schickte aus dem nächsten Wirthshause am Ufer, einen Hausknecht mit meiner Missive zu dem Herrn Hofkammerrath Jacobi; er brachte mir sie aber uneröffnet zurück, mit dem Berichte, die Frau Kammerräthin habe ihn erst über alles ausgefragt, sodann versichert, daß ihr Herr nicht zu Hause sey, und zuletzt mit der Handlung selbst bestätigt, daß sie keine Briefe annehme. Dieser Fehlgriß verdroß mich fast sehr, und doch gab mir alle Ueberlegung die ich zwischen Düsseldorf und Kaisersheim anstellte, kein besseres Mittel an, als die Sache auf andere Art noch ein Mal zu versuchen. Ich schrieb von Kaisersheim, wo wir wieder anlegen mußten, geschwind ein paar Zeilen an H. St. K. Jacobi und sendete sie mit der Post nach Düsseldorf. In dieses zweite Schreiben, in dem ich mein Mißgeschick zu Düsseldorf, erzählte, schloß ich das erste noch versiegelte Billet und meldete, daß ich zu Rotterdam in der Stadt Danzig zu erfragen seyn würde, wenn er gesonnen sey, die Sache mit der Uhr durch einen seiner dortigen Correspondenten abthun zu lassen. Und so fuhren wir weiter, und kamen, nachdem wir Orsey, Emmerich, Nimwegen, Birik, Pommel, Wor-

cum